

Die plattdeutsche Litteratur Nordamerikas.

Die Norddeutschen, in deren Adern friesisches, alt- oder niederländisches und wendisches Blut fließt, bilden eine schlichte, derbe, treuherzige, fleißige, entschiedene und von einem gewissen Mutterwitz besetzte Rasse. Diesen Eigenschaften haben sie in zahlreichen charakteristischen Sprichwörtern kernigen Ausdruck verliehen. Die Dichter, welche in ihrem angestammten Dialekte sangen und das Lob ihrer engeren Heimat verkündeten, konnten stets auf ein dankbares Publikum rechnen. Sind nun auch die drolligen Schnurren der wackeren Reimschmiede Bornemann und Balcht so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen, so sind diesen dafür in Klaus Groth, Frik Reuter und dem aus Bremen gebürtigen Emil Rocco Nachfolger entstanden, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Vaterlandes gedrungen ist, und deren Leistungen den Perlen der deutschen Litteratur gezählt werden müssen.

Man hat vielfach und zwar ohne die allergeringste Begründung behauptet, daß sich der Volksdialekt nur zur Darstellung komischer Vorfälle eigne; abgesehen nun davon, daß Hebel und Burns längst das Gegen-

teil überzeugend nachgewiesen haben, so braucht man nur auf die unbestreitbare Thatsache hinzudeuten, daß sich das Volk da, wo das Hochdeutsche noch nicht Mode ist, im täglichen Verkehr nur des altgewohnten Dialektes bedient und mithin alle seine Gefühle, die traurigen sowohl wie die freudigen, in demselben ausdrückt. Keines Hochdeutsch wird eigentlich nur in Schulen, in Theatern und auf den Kanzeln gesprochen; im vertraulichen Umgang bedienen sich selbst die Gebildeten des Dialektes, besonders in Norddeutschland, wo man das Plattdeutsche häufig in Gerichtssälen hört.

Auch die zahlreichen in Amerika ansässigen Plattdeutschen haben ihre ursprüngliche Liebe zur alten Heimat treu bewahrt, und die Pflege ihrer Eigenart durch Vereine, Volksfeste, Zeitungen und sonstige literarische Erzeugnisse erfolgreich gefördert. Besonders wird seit ungefähr sechsundzwanzig Jahren alljährlich in New York ein allgemeines plattdeutsches Volksfest gefeiert, als dessen poetischer Befürworter hauptsächlich Niklas Butenschön eine gewisse Popularität erlangte, so daß er es auf Grund derselben wohl wagen konnte, seine gesammelten Gelegenheits-Gedichte 1886 zu New York, unter dem Titel „Uns' Muttersprach in Amerika“ erscheinen zu lassen. Das diesem bescheidenen Bändchen vorgestellte Bild des Verfassers zeigt uns einen gutmütigen, heiter in die Welt blickenden Hannoveraner, dessen „Bausbäckigkeit“ sicherlich nicht auf den Genuß von Gänsewein oder das Studium der Weltschmerz-Litteratur zurückzuführen ist.

Butenschön bedient sich des Neuterschen Platt.

In dem ersten, von edler Heimatliebe durchdrungenen, zart empfundenen Gedichte vom lüttje Placken Ger besingt er das Plätzchen Erde, woselbst er den ersten Ruß und die erste Ohrfeige bekommen. Schließlich ermahnt er dann seine Landsleute, auch in der neuen Heimat ihre historische Sprache am häuslichen Herde zu pflegen. Wichtige Ereignisse besingt er nicht; auch kann er den bedeutenden Dichtern nicht zugezählt werden. Was er aber schildert, sei es nun das schnell vorübergehende Schmollen eines jungen Ehepaars, die Freude der Kinder über „de Raujees“ (Weihnachten), die Klage einer alten Jungfer über ihren im Kriege gefallenen Bräutigam, oder sonstige Szenen des alltäglichen Lebens, immer ist er anmutig, harmlos und edel, so daß man sein Büchlein mit innerer Befriedigung aus der Hand legt. Wenn er „sin Deern“ zum plattdeutschen Volks- und Verbrüderungsfeste der Schleswig-Holsteiner, Oldenburger, Hamburger, Bremer, Mecklenburger und Hannoveraner einladet, so beschenkt er sie vorher mit „Hanschen, Hoot, Knöp und Manschatten“; und wenn er in dieser „Deern“ auch später keinen Engel von Weib bekommt, so tröstet er sich damit, daß die Engel überhaupt aus der Mode gekommen sind, und daß sie

„Sporfam is, ja, dat's wohr,
Se dreit den Cent wohl dreemol um;
Mi is dat awers lang all flor,
Dat ick dorbi im Vordeel bin.“

Der in Brooklyn ansässige Wilhelm Dießner, der sich in seiner Vaterstadt Hamburg durch die dort 1881

in zweiter Auflage erschienenen, in hochdeutscher Sprache verfaßten „Erstlingsblüten“, in welchen er seiner Liebe für Freiheit, Recht und Frieden einen etwas hausbackenen Ausdruck verlieh, einen bescheidenen Namen machte, ließ 1887 in seinem neuen Wohnorte plattdeutsch geschriebene „späßige un annere Gedichte un Bertelungen“ unter dem Titel „Drullige Sinner“ ans Licht treten. In dem Nachwort zu diesem über vierhundert Seiten starken Bande klagt er, daß sein geliebter heimatlicher Dialekt allmählich aus den oberen Volkschichten verschwände und hauptsächlich nur noch von den auf dem Lande lebenden Bauern in Ehren gehalten werde. „Aber,“ fragt er, „sind wir zulezt nicht alle Bauern? Der eine baut ein Hühnerhaus, der andere einen Palast; der eine baut eine Kirche, der andere einen Schaffstall; der eine baut ein Kloster, der andere ein Findelhaus — jeder baut etwas, keiner aber den Himmel auf Erden oder eine Leiter, die in denselben hinaufführt, sodasß gar mancher den Weg dahin verfehlt.“

Dieschers Orthographie richtet sich genau nach dem Hamburger Platt. Wenn man in anderen plattdeutschen Schriftstellern „gräun, säuf, greuter, Dpleusung“ liest, so gebraucht er „grön, söt, gröter Dplösing“. Die Konsonanten p, t, k, b werden im betreffenden Dialekt zu f, z, ch und w. R hinter a wird nicht besonders ausgesprochen, doch wird der Vokal dadurch gedehnt. Der Genitiv wird meist durch das rückbezügliche Possessivum ausgedrückt, z. B. „dem Onkel sin Hus,“ u. s. w. Dies geschieht übrigens in vielen Volksdialekten. Der Plural wird einfach durch Anhängung

von s oder n gebildet. Das Hilfszeitwort „haben“ wird wie folgt konjugiert: Pras., Ich heww; Imperf., Ich harr; Perf., Ich heww hadt; Plusqu., Ich harr hadt; Fut. I., Ich war hebben; Fut. II., Ich war hadt hebben.

Die meisten der Diescherschen Rinner bestehen wie Reuters Läusehen aus gereimten Anekdoten, wie sie Lüttslagslüd, Klutensteller (Schollentreter), Warbeerfloeken (Leute mit schlecht gehenden Uhren) oder solchen, denen die Peterzill (gute Laune) verhagelt ist und die derhalb Hühn und Perdühn (Alles) zerschlagen wollen, gewöhnlich gefallen. Wie alle seine cis- und transatlantischen Kollegen, so ist auch unser Dichter ein geschworener Feind unnötiger Aufregung.

„Det Abends inner de Bäumen
So'ne lütje Piep to smäuten
Is doch so recht gemütlich.“

Er erzählt uns heitere Abberitenstreiche platt deutscher „Foartenmäfers, Plaggensteckers“, und weltverbessernder, am Stammtisch hochender Rannegießer. Freudig singend, wie der bekannte „Johann der munt're Seifensieder“, erfüllt er die Pflichten seines Berufes, und wenn er abends keine Lust hat in Bampisohen (Bantoffeln) und Sloprock zu schlüpfen, dann eilt er zu Bier oder Wein:

„Bi dütsche Utduer, dütschen Fliet
Dat't wi en dütsches Leed erklingen,
Un leggt wi't Handwarkstüg bi Sied
Dat't Abends wi en Groschen springen;
Wi nehmt ja doch, sünd wi hier quitt,
Un klappt wi af, ten'n Penning mit.“

In dem Gedicht „Näsen“ hat er eine große Anzahl plattdeutscher Bezeichnungen für die Nase zusammengestellt; z. B. Gurf, Rüssell, Rückorgan, Gewürzräuber, Stüff, Gebel, Zink, Snabel, Gumpel, Bummelaasch, Bünt
„Un wat noch sünst für Utbrück sünd.“

Seine schlicht erzählten Jagdgeschichten würden dem seligen Münchhausen zur Ehre gereichen. In dem Gedichte „Engliisch is doch nit ganz Plattdütsch“ berichtet er die Abenteuer, die ein Schusterjunge, der in seiner Heimat keinen ordentlichen „Stebel“ machen konnte und deshalb mit einem Wechsel nach der neuen Welt abgehoben wurde, in New York erlebte.

Albert Arnemann, der sich stolz einen Schüler Reuters nennt, ließ 1875 seine plattdeutschen Schnurren unter dem Titel „Fierabent“ zu Davenport in Iowa erscheinen. Das Einleitungsgedicht, nach welchem die ganze Sammlung genannt ist, und das vielfach an Hebel's „Wächterruf“ erinnert, ist eine gelungene, von gesunder, allerdings etwas spießbürgerlicher Moral durchdrungene Leistung. Auch das Jägerlatein redet unser Dichter so geläufig wie seine Muttersprache. Das längere originelle Gedicht „De Utwanderer“ erzählt von fünf unternehmungslustigen Plattdeutschen, die der heimatlichen Verhältnisse überdrüssig, nach Omaha auswanderten und dort das gesuchte Glück auch wirklich fanden. Der eine derselben war Musikant, der zweite Schulmeister, der dritte Schmied; doch verstand derselbe außer seinem Handwerk auch noch die Kunst, mittels „Zympetie“ krankes Vieh zu kurieren. Der vierte war Barbier,

„Dat Lähnrutrit'n verstänn hei sühr
Schrüppköpp setten, Plaster smiren
Und de Klüstirbäck tau hantiren
Verstänn hei ut den Fundament
Dorher de Bäd 'm Doktor nennt.“

Vom fünften, dem wackeren Hans Jürgen Bullerjahn, wird gesagt, daß er lesen und schreiben konnte und infolge dieses Umstandes als gelehrter Mann galt. Deshalb machte er denn auch bei der Hochzeit seiner Reisegenossen, die unter keiner Bedingung als Jungesellen nach Nebraska ziehen wollten, den „Mäter von 't Pläsir“ und brachte einen längeren Toast aus, indem er zum Schlusse feierlich versprach, nach fünf Jahren zurückzukehren und sich ein plattdeutsches Ehegespons zu holen.

Als die jungen Ehepaare nach der Reihe die Stuten- und Säutmilchwochen und schließlich die Bitter-, Growwobrod- und Schwernotswochen durchgemacht hatten, begaben sie sich auf die Reise nach Amerika und kamen auch wohlbehalten in Omaha an.

Bullerjahn hielt sein Versprechen; er kehrte nach Ablauf von fünf Jahren in seine Heimat zurück, wählte sich eine dralle Frau und gab auf dem Hochzeitsfeste seine und seiner Freunde Erlebnisse zum Besten. Von sich berichtete er, daß er zuerst in einer Erdhütte gewohnt, fleißig gearbeitet und gespart und sich allmählich Ochsen, Kühe und Pferde und seine eigene Farm angeschafft habe. Von dem Musikanten Hans Buter erzählte er auf Befragen, daß er, seitdem er sich „Perfesser“ der Musik nenne, einen einfachen Farmer nicht mehr kenne.

„Hei is Musitperfesser
 Von noch sin Unner-Perfessoren,
 Die of in Deutschland sünd geboren;
 Hir Jahmarktsmusikanten wiren,
 Dort blasen s'nu ut annere Hüren
 Sie reden gelehrt von Strauß un Haydn
 Un können derbi kein Not unerscheiden,
 Un wat sin Fru is, Fettchen Hauhn,
 Hett bloß man sid'ne Kleeder an.
 Plattdütsch seggt's kanns nich mehr spreken
 Un deit nun englisch radebreken.“

Aus dem Schulmeister ist natürlich ein Pastor
 geworden.

„De is gahn dort bi de Muder
 Trinkt Water bloß, un Thee mit Zuder
 Heimlich dor drinkt hei of sin'n Win,
 Lett äwer, as Recept für Medizin
 'N sid verschriewen ut de Asteuf.
 Ja, de is verslagen un gescheut!
 Drum is hei durt Paster, en wicht'gen,
 Nich as hier un' Paster so'n richt'gen,
 Ne! So'n Heuchler, so'n Dgenverdreier
 Un beid vor'n Leid'n, as em Kasteier
 Von finen göttlichen Liw.
 Hett um sid of tau'n Lidverdriv
 'N Hüpen von küsternen Bedseucherinnen
 Von äwergesnappten Hülmeyerinnen.“

Der Barbier ist in Amerika zum Doktor avanciert.

„Hei nennt sich sälwst dort Doktor Zahn
 Hir red'n wi'n tau'n Spaß so an,
 Up den Kopp an hoch Augstrohr,
 Vatermörder bit ant Uhr,
 Brillen of von Fensterglas
 Dröggt hei—un ahn Unnerlaß

Red't hei von Waterkur un von Diät
Als ob de Weisheit mit Leppeln hei ätt."

Auf den Schmied hingegen ist Bullerjahn gut zu sprechen.

„Twors drimwt hei of noch Zympeti,
En of en Bitschen Homepati,
Doch dat is mal sin Stedenpirb
Wovon ein Keiner mehr kurirt."

Zum Schlusse erklärt Bullerjahn, daß er, trotzdem er bereits das amerikanische Bürgerrecht erworben, doch ein ächter Deutscher bleiben werde.

Gustav Holtzhusen schrieb seine „Die Erinnerungen“ (New York, 1876) im Bremer Dialekt. Wie Butenichön so hat auch er seinem „Lüttje Dorp“ ein gemütreiches, von Heimweh angekränkelted Gedicht gewidmet. Der Hauptinhalt seines Werkes besteht jedoch aus Prosa, Humoresken nämlich, die sich vorzugsweise auf die tollen Jugendstreiche des Verfassers beziehen.

Karl Münters Büchlein „Nu sind wir in Amerika“ (Cincinnati, 1878) ist das Werk eines hochbegabten, feinfühlenden Dichters. Es behandelt das idyllische Stillleben eines einfachen, plattdeutschen Holzhackers, der sich deshalb in Amerika glücklich fühlt, weil er beständig Arbeit hat, und weil es ihm und seiner treuen Fiecke nicht an dem Notwendigsten fehlt. Ihm ist es in seiner früheren Heimat unstreitig recht bitter ergangen, denn wenn er einen dicken Urwaldbaum umzuhauen hat, dann sagt er:

„Ich den!, dei Boom is unse Graf
Un wenn id em denn so tau Straf
Für sien unminschliches Begehr

Mit jeden Hau,
Den ich dau,
Dei Saß utzmeer,
Denn hat mien Saß 'nen Gegenstand
Un kümmt nich ute Rand un Band.“

Doch dieses Glück wird plötzlich durch einen hants-
wurfsmäßig gekleideten, aus Deutschland stammenden
Handlungsdienner gestört, der ihn ansieht, ihm auf seine
goldene Uhr, ein Geschenk aus lieber Hand, hundert
Dollars auf einige Wochen vorzustrecken. Da Sochen
selbst keine solche Summe besitzt, so führt er den Fremden
zu einem Nachbar, der sich dann auch bereden läßt,
das verlangte Geld auf die wertvolle Uhr zu leihen.
Als dieser dann später ausfindet, daß er schmählich be-
trogen worden war, läßt er den biederen Sochen ver-
haften. Fiese eilt ihm mit ihrem Hunde bei Sturm
und Wetter nach, verirrt sich und stürzt in einen Ab-
grund, aus dem sie noch rechtzeitig gerettet wird.
Bald darauf kehrt bei dem schwer geprüften Ehepaar
die frühere Ruhe wieder ein; Sochen arbeitet fleißig
weiter und seine Familie erfreut sich mit der Zeit
eines beträchtlichen Zuwachses.

„Is Fieten 's Abends noch so meud
Denn singen dei Jungs nen dütsches Lied
Dat maht das Hart ehr werrer wiet,
Sei spülen nen Schapskopp un'n Hund,
Nen swarten Peiter in de Rund,
Sei stöten eis an un drinken ehr tau
Un wünschen ehr dann wohlslapende Raub.“

Der Verfasser dieser im pommerschen Dialekt ge-
schriebenen, leider etwas zu breit ausgesponnenen Idylle
war früher Geistlicher im Staate Indiana.